

Die Schweinefleischfresser

So werden sie genannt, die deutschen Kinder in manchen Ecken Berlins. Sie fühlen sich als Minderheit diskriminiert. Und sie wissen. Wer Christian heißt, kann Probleme mit muslimischen Mitschülern bekommen. Oder ist das alles nur Hysterie?

Von Thorsten Schmitt

Berlin - Es dauert ein paar Tage, bis man zwei Jugendliche gefunden hat, die bereit sind über Deutschenfeindlichkeit zu reden. Alle kennen das Wort haben aber keine Lust, etwas dazu zu sagen. Oder Angst. Sie wollten ihre Schulzeit "endlich vergessen" schrieben sie in E-Mails und einer erklärte "Ich möchte doch nicht verkloppt werden."

Der Begriff tauchte vor einem Jahr auf. Zwei Lehrer hatten in der Zeitschrift der Berliner Gewerkschaft GEW geschrieben, dass es an Berliner Schulen „eine Art Deutschenfeindlichkeit“ gebe. "Viele deutsche Schüler", schrieben sie, "empfinden sich als eine abgelehnte, provozierte, diskriminierte Minderheit." Nichtdeutsche Jugendliche verachteten Deutsche und betrachteten Deutschland „nur als Beutegesellschaft“.

Ein Jahr hat die Berliner GEW gebraucht, um eine Veranstaltung zu dem Thema zu organisieren. Ihr war (und ist) das Thema so unangenehm, dass der Titel abgeschwächt wurde: "Die sogenannte Deutschenfeindlichkeit". Die Veranstaltung fiel in die Integrationsdebatte, die der frühere Bundesbankvorstand Thilo Sarrazin mit einem Buch ausgelöst hatte. Das Buch macht, kurz gesagt, mit biologistischen Thesen vor allem muslimische Migranten für die angebliche Verdummung der deutschen Gesellschaft verantwortlich. Kurz darauf riss Bundeskanzlerin Angela Merkel das Thema an sich und erklärte: "Multikulti ist gescheitert."

Wer sich nun in Berlin auf die Suche begibt nach Opfern von Deutscheindlichkeit, erfährt Geschichten, die schwer zu glauben sind. Geschichten, wie sie zum Beispiel die frühere Schulleiterin Marion Berning erzählt. Sie handeln von einem deutschen Schüler, der monatelang von arabischen Mitschülern verhaun wurde, "weil er Christian hieß und in seinem Namen das Wort Christ steckt". Auch Norbert Gundacker, ein Hauptschullehrer, kennt das: "Alles, was nicht ist wie die Mehrheit, wird gemobbt. Der Leistungsbereite wird als schwul bezeichnet und deutsche Mitschüler als Schweinefleischfresser." Gemobbte deutsche Schüler, so Gundacker, würden "in Krankheiten flüchten und sich krankschreiben lassen".

Die Ministerin weiß, worum es geht - sie wurde als deutsche Schlampe beschimpft.

Gundacker hat einen Satz über gemobbte deutsche Schüler gesagt, der hängen bleibt: "Die müssen wahnsinnig alleine sein." Dieser Satz, könnte auf Maja zutreffen. Maja hat viele Freunde, sagt sie. Aber über ihre Erfahrungen an einer Schule in Charlottenburg hat sie mit kaum jemandem geredet. „In Deutschland bist du ja gleich ein Nazi, wenn du was gegen Ausländer sagst.“

Ein Cafe in Berlin-Mitte, am Checkpoint Charlie. Maja entschuldigt sich, dass sie zu spät kommt. Sie möchte ein Mineralwasser, sonst nichts. Sie macht gerade eine Ausbildung zur Köchin, nachher werde sie „noch genug essen“.

Es klingt wie ein langer Auslandsaufenthalt, wenn sie vom letzten Schuljahr erzählt. Sie nennt es einen „Ausflug in eine andere Welt“ Die andere Welt lag in Charlottenburg. Maja musste die 10. Klasse wiederholen, die [Elisabethschule](#) nahm sie auf. Beim ersten Besuch sah sie auf dem Schulhof Mädchen mit Kopftüchern, Jungs mit goldenen Halsketten „und ein paar Deutsche. Ich dachte mir nur: na, das kann ja spannend werden!“

Ihre Klasse hatte 30 Schüler, „ich und noch zwei Deutsche, die anderen waren aus der Türkei, aus dem Libanon, aus den Vereinigten Arabischen Emiraten“. Fremd habe sie sich gefühlt in ihrer Klasse. „Ich habe nichts verstanden. In den Pausen und im Unterricht haben alle Türkisch und Arabisch geredet.“ Als „superschlimm“ empfand sie es, wenn ihre arabischen und türkischen Klassenkameraden im Ethikunterricht gesagt hatten, Schwule seien „Missgeburten“ und müssten „alle getötet werden“.

Und der Hunger an Ramadan, der „hat genervt“. Während des islamischen Fastenmonats sei die Kantine an ihrer Schule geschlossen gewesen, "und wir hatten wochenlang ein Loch im Bauch."

Noch heute könne sie nicht begreifen, "in welcher Welt die leben. Die verlassen nie ihren Kiez, und im Urlaub fahren sie in die Türkei und nach Jordanien. Von Deutschland kennen sie nichts." Einmal, im Erdkundeunterricht, habe die Lehrerin die Schüler gefragt, wie hoch sie die Prozentzahl an Ausländern in Deutschland schätzten. "Alle Nicht-Deutschen in meiner Klasse", sagt Maja, "haben auf 70,80 Prozent getippt."

Auf der Internetseite der [Gustav-Langenscheidt-Schule](#) heißt es, man habe sich für den Namen entschieden, weil Langenscheidt „ein toleranter Mensch war“, der sich „für alle Menschen, egal welcher Religion und Herkunft, interessiert hat“. Wenn man Axel zuhört, bekommt man nicht den Eindruck, dass die Mehrheit der Schüler tolerant waren.

Etwa 80 Prozent der Schüler der Gustav-Langenscheidt-Schule in Schöneberg kommen aus nichtdeutschen Familien. Axel hat am Nachmittag Zeit für ein Gespräch auf einer Parkbank. Auf seinen Haaren liegt eine Staubschicht, er arbeitet auf dem Bau. „Die Schule, das war die Hölle“, sagt er und zündet sich eine Zigarette an. „Zum Schluss hatte ich keinen Bock mehr, in den Pausen aus dem Klassenzimmer zu gehen. Die haben uns Deutsche Kartoffeln genannt.“ Und die Lehrer? Axel zieht zweimal lange an der Zigarette. "Zu den Lehrerinnen haben sie `Fickfehler` gesagt."

Es habe Türken gegeben, „denen war Allah nicht so wichtig“, mit denen sei er ganz gut zurechtgekommen, sagt Axel. "Aber wenn die an ihrer Religion festhalten, kannst du das knicken, mit denen klarzukommen. Die finden, dass ihre Religion höher ist als unsere."

Die Bundesfamilienministerin hört solche Sätze in jüngster Zeit öfter. Kristina Schröder sitzt in ihrem Dienstwagen und ist auf dem Weg zurück nach Berlin. Ihr Terminkalender ist voll, und trotzdem hat es keine zwei Tage gedauert, bis sie zurückruft. Deutschenfeindlichkeit ist ein Thema, das sie ärgerlich macht. Sie selbst war auch schon Opfer.

Vor ein paar Jahren hatte sie dafür gesorgt, dass eine islamistische Zeitschrift in Deutschland nicht mehr erscheinen durfte, da sie antisemitische Hetze betrieben hatte. "In Briefen und E-Mails wurde ich als deutsche Schlampe und Nazi beschimpft." Die Ministerin sagt, es mache sie „wütend, wenn ich mir vorstelle, dass 15-jährige Deutsche beschimpft werden, weil sie Deutsche sind!" Schröder sieht einen der Gründe für Deutschenfeindlichkeit in einem „politisierten extremistischen Islam". Es sei „problematisch", dass der Paragraph der Volksverhetzung im Falle von Deutschenfeindlichkeit nicht anwendbar ist. "Man kann rechtlich als Volksverhetzer belangt werden, wenn man `Scheiß Türken` sagt, was völlig richtig ist. Aber es muss auch überlegt werden, wie Deutschenfeindlichkeit strafrechtlich hinreichend geahndet werden kann, denn auch sie ist rassistisch und fremdenfeindlich."

Thomas Knorr sieht bedrückt aus. Er sucht gerade eine neue Stelle. Knorr ist arbeitslos, weil er einen Fehler gemacht hat. Hat er wirklich einen gemacht? Knorr hatte auf einer Elternversammlung von seinen Erfahrungen als Sozialarbeiter an der Gustav-Langenscheidt-Schule geredet. Noch am selben Tag hatte ihn die Schulleiterin zum Gespräch zitiert.

Knorr war angestellt worden, um sich mit Schülern zu beschäftigen, die Freistunden hatten. Knorr spielte Basketball mit ihnen, auch das. „Die fanden das toll. Ich war die Alternative zu Mathe." Um die Schüler besser kennenzulernen, ging Knorr in den ersten Tagen oft in den Unterricht. Und war irritiert. Er saß in siebten Klassen „mit 20 Schülern, die aus zehn verschiedenen Nationen kamen und drei aus Deutschland". Eine Lehrerin habe ihm gesagt: „Ich stehe mit dem Rücken zur Wand. Ich brülle die an und lass die irgendwas abschreiben, damit Ruhe einkehrt." Erschrocken habe ihn der „außerordentlich raue" Umgang der Schüler untereinander. "Die Deutschen wurden Jude genannt, Hurensohn, fick dich da und fick dich dort. Es ist fast schon beschönigend zu sagen, dass das ein rauher Umgang gewesen ist."

Die Begegnung mit einer libanesischen Schülerin bleibt ihm unvergesslich: "Die hat mich zweimal gesehen und beim dritten Mal hat sie mich angebrüllt mit den Worten: "Du Hund!"

Knorr sagte dem Mädchen, er werde ihren Vater über die Beschimpfung informieren. "Die hat mich 30-mal gebeten, dass ich das auf keinen Fall tun soll. Ich habe es trotzdem gemacht. Dem Vater sind die Gesichtszüge entglitten." Eltern machten sich keine Vorstellungen, sagt Knorr, was an den Schulen los ist.

Ein Betreuer wird gefeuert, weil er den Eltern sagte, was wirklich an der Schule los ist.

Deshalb sprach er auf der Elternversammlung darüber, was an der Gustav-Langenscheidt-Schule los ist. Er gab den Eltern dieses Beispiel. Dass er einmal ein deutsches Mädchen auf dem Schulflur hocken sah, das weinte. Was passiert sei, fragte Knorr. Das Mädchen sagte, es mache sich Sorgen um seine deutsche Freundin. Sie sei schon seit Tagen nicht mehr zur Schule gekommen, „weil die sich nicht mehr traut. Die hat Angst vor den Türken, weil sie denen gesagt hat, dass sie die nicht mag. Ich will auch nicht mehr auf diese Schule hier, ich habe Angst."

Knorr schaut auf seine Aufzeichnungen. Er hat sich all die Punkte notiert, über die er reden wollte. Es sind viele Blätter, die vor ihm liegen. „Die hatte Angst und niemanden, mit dem sie reden konnte. Sie war sich selbst überlassen.“ Das, sagt er, hat mir schon zu denken gegeben. Wo sind wir denn, dass wir Angst haben müssen weil wir deutsche Menschen sind?“

Auf der Versammlung forderte Knorr die Eltern auf mitzuarbeiten. „Ich habe gesagt, wie ausgegrenzt und bedroht wird, und dass die Eltern uns helfen müssen. Die Schulleiterin hatte vor meiner Rede ein so erfreuliches Bild gezeichnet, dass ich noch dachte: Reden wir von der gleichen Schule?“

Ein paar Tage nach der Elternversammlung wurde Knorr entlassen.

Sanem Kleff ist eine Frau, die temperamentvoll redet, scharf. Sie weiß aber auch sehr genau, worüber sie nicht gerne redet. Ihre Miene verdüstert sich, wenn das Wort Deutschenfeindlichkeit fällt. Sie redet deshalb erst mal eine halbe Stunde über alles andere.

Die Hauptschullehrerin, in Ankara geboren und verheiratet mit einem Deutschen, leitet das Projekt "Schule ohne Rassismus". Ein Projekt, dem 800 Schulen angehören, die sich verpflichten, gegen "alle Formen von Rassismus" vorzugehen. Kleff rattert die Wörter herunter, die das Projekt bekämpft: „Antiziganismus, Antisemitismus, Homophobie, Rechtsextremismus.“ Das Wort Deutschenfeindlichkeit fällt nicht.

Und wenn, nur eingebettet in Sätze wie diesen; Sätze, für die sie ihre Perspektive beibehalten kann: "Zu meiner großen Verwunderung nimmt die Mehrheitsgesellschaft in Deutschland nicht wahr, wie die Migranten diskriminiert werden. Ich fühle mich in Anklam und Magdeburg schrecklich, und zwar nicht wegen der Nazis, sondern weil schon die ganz normale Bäckerin dort unerträglich ist für Migranten."

Deutschenfeindlichkeit, da werde jetzt „unter einer riesigen Lupe geschaut, wenn Jugendliche ein Revierverhalten an den Tag legen und zeigen, wer hier regiert". Sie macht sich lustig über die Familienministerin. „Will die Ministerin jetzt auch Dickenfeindlichkeit ahnden lassen?“

Hinter dem Revierverhalten stecke das Bedürfnis, „auch mal der starken Gruppe anzugehören". Wenn eine Gruppe migrantischer Jugendlicher "vier deutsche Jungs fertigmacht, fühlen die sich für drei Minuten wie Könige".

Revierbesuch in Schöneberg. Der Regierende Bürgermeister hat sich angekündigt. Klaus Wowereit ist im Moment viel unterwegs in Berlin, weil er im nächsten Jahr wiedergewählt werden möchte. Er sucht den Kontakt zu den Menschen. Er findet ihn allerdings nicht zu allen.

Er wollte mit den Bewohnern des Sozialpalastes reden, der jetzt Pallasseum heißt, weil Pallasseum besser klingt. Das Pallasseum steht auf dem Gelände, wo Goebbels einst seine Sportpalastrede vom totalen Krieg gehalten hat. Heute erinnert daran eine Tafel, die man sehr leicht übersehen kann.

Seit dem Vorfall im Aufzug traut sich die alte Frau abends nicht mehr auf die Straße

Das Pallasseum ist ein Sozialbaukoloss in Schöneberg, an dem Hunderte Satellitenschüsseln kleben. In 516 Sozialwohnungen leben zwischen 1500 und 2000 Menschen, genau weiß man das nicht, sagt eine Sprecherin der

Kommanditgesellschaft, der die Gebäude gehören. "Man muss uns ja nicht jede Geburt melden."

Die Menschen, die hier leben, kommen aus 40 verschiedenen Nationen. Die meisten leben von Transferleistungen. Ein Künstler hat den Bewohnern geholfen, die Satellitenschüsseln mit Motiven zu bekleben. Die bunten Schüsseln sollen den Koloss lieblich machen. Jedes Motiv war erlaubt, sagt die Sprecherin „nur Nationales nicht, sonst hatten wir nur türkische Flaggen gehabt".

Wowereit fragt: "Diese Schüsseln, muss das so sein?"

Die Mitarbeiter des Quartiersmanagments zeichnen ein rosa Bild von der Gegenwart Die Kriminalitätsrate sei zurückgegangen, man brauche keine Angst mehr haben, erfährt der Bürgermeister, dass sich Drogenabhängige in den Hausfluren Schüsse setzten. Das seien doch gute Nachrichten, sagt Wowereit und setzt sich dann an einen großen Tisch mit den Quartiersmanagern und elf Frauen, die Kopftücher tragen und im Pallasseum wohnen. Wowereit hört sich deren Sorgen an.

Im Nebenzimmer den Nachbarschaftscafes steht die Luft, es wird Kette geraucht. Man kann Wowereits Stimme hören und ihn am Tisch mit den türkischen und den arabischen Frauen reden sehen. Fünf deutsche Frauen im Alter zwischen 64 und 88 Jahren sitzen an drei Bistrotischen. Man hatte ihnen gesagt, das Wowereit kommen würde. Eine hat deshalb Rouge aufgetragen, eine andere den ganzen Morgen überlegt, welchen Pullover sie anziehen soll.

Doch Wowereit kommt nicht. Er sitzt bei den türkischen und arabischen Frauen und den Sozialarbeitern und hört sich an, wie das Leben im Pallasseum ist. Am nächsten Tag sieht man in den Zeitungen Fotos vom Bürgermeister mit den Frauen, die Kopftücher tragen. Über das Leben der deutschen Frauen im Pallasseum erfährt Wowereit nichts.

Dabei hatten sie gerne mit ihm geredet. Die 88 Jahre alte Witwe etwa. Sie sagt: "Ich habe mal im Aufzug einem türkischen Jungen gesagt, er solle aufhören, auf den Boden zu spucken. Da hat er mich angeschrien, du alte Nazi-Fotze, und ich hatte um mein Leben Angst." Sie verlässt ihre Wohnung nicht mehr, wenn es dunkel wird.

Eine andere Bewohnerin sagt: "Wir treffen uns immer hier im Cafe, obwohl wir uns hier oft komisch vorkommen. Die reden hier alle immer nur Türkisch. Ich habe mal den türkischen Frauen gesagt, redet doch mal Deutsch, da haben sie gesagt, nee, wir wollen doch unsere Privatsphäre haben. Ich habe nur gesagt, aber wir sind doch in Deutschland!"

Die Delegation von Wowereit bricht auf. Der Bürgermeister läuft an den drei Bistrotischen vorbei und sagt den Frauen: "Guten Tag." Mehr sagt er nicht.

Er wird abgelenkt.

Der Sohn des türkischen Hausmeisters hat sich Wowereit in den Weg gestellt. Er beende demnächst sein Studium an der TU in Berlin, ob Wowereit ihm bei der Jobsuche helfen könne. Der Bürgermeister will jetzt alles richtig machen. Er kramt in seinem Portemonnaie nach den Visitenkarten, sagt: "Melden Sie sich doch mal die Tage in unserem Büro." Dann geht er.

Eine der Frauen hatte kurz zuvor noch gerufen: "Herr Bürgermeister, hier sind auch noch Leute!"

lg, 9. Novmbf 2010 Süddeutsche Zeitung Nr. 259 / Saite 3

,